

Prolog

Mein Leben ist ein ausgewaschenes Senfglas. Ein kleiner, zylindrischer Behälter. Er fasst zweihundert Milliliter, vielleicht sogar ein Viertel. Zehn Zentimeter ist das Glas hoch, mit einem selbstgemalten Schaf auf der einen und einem Comic-Wolf auf der anderen Seite. Früher konnte ich den Wolf vom Fuchs nicht unterscheiden. Wollte nicht verstehen, dass der Fuchs nicht grau und der Wolf nicht rot sein kann. Konnten die Eichhörnchen doch auch beides sein: silbrig glänzendes Fell im Cole-ridge Park, in Cambridge, meinem Zuhause. Oder ein rötlich schimmernder Pelz, wie das Eichhörnchen auf dem Baum vor dem Balkon meiner Großmutter. Die deutsche Großmutter in Frankfurt, deren Sprache ich nicht beherrschte, die ich trotzdem jeden Sommer besuchte. Damals, als ich noch zu klein war, um zu verstehen, warum mir die Kinder dort nicht antworteten, als ich sie – auf Englisch – nach ihrer Sandschaufel fragte.

Zwei Wochen im Winter und zwei im Sommer gehörten den deutschen Verwandten. Ich war ein kleines Ich auf Reisen, mit einem Teddybären im Rucksack und einer Schachtel *Jellybeans* in der Hand. Opa war ein Mann in langen Unterhosen und Oma eine Frau, die Rindsrouladen kochte. In Frankfurt gab es das 50-Pfennig-Eis und Zeichentrickfilme in einem damals schon alten Röhrenfernseher. Manchmal zählten wir auch die roten Eichhörnchen vor dem Fenster.

Oma und Opa waren Familie, die ich nie im Alltag erlebte, überhaupt nicht richtig kennenlernen durfte.

Im Herbst fuhr ich wieder mit meinen Eltern im Bus durch Cambridge. Im Park fütterten wir die Eichhörnchen, diesmal die grauen, mit geknackten Nüssen. Das Laub raschelte unter meinen schwarzen Spangenschuhen. Ich war fünf und es roch nach Schulanfang.

1989 trug ich das graue Eichhörnchen auf der Brust. Das Emblem meiner Privatschule: Der Nager zierte die Schuluniform, das Jahrbuch, den Sportpokal, den ich beim Staffellauf in der

ersten Klasse bei Mrs. Stanley gewann. Grau war das Eichhörnchen, grau das Schürzenkleid, grau die Unterhose. Wie der Rest der verregneten englischen Insel, auf der es nur im Frühling blühte: zuerst die Osterglocken zum Opferfest, dann der Magnolienbaum, später der Fingerhut. *Foxglove*. Der *Handschuh des Fuchses*, dessen Blüte nicht rot wie der Fuchs ist, sondern lila. Meine liebste Blume. Die liebste Blume eines verwirrten Kindes, das entwurzelt wurde. Umgetopft.

Senf ist ein schmutziges Gelb. Senf ist Farbe, die man überall hin mitnehmen kann. Auf dem Brot, auf der Wurst, in der Tube. Oder eben im Glas. Von hier nach dort, und wieder zurück, schleppte ich mein Senfglas mit mir, stand damit am River Cam, früher auch am Main. Nun sollte das Glas in einem Salzkammergutsee ausgeschwemmt werden.

Der englische Vater, die deutsche Mutter und das verwirrte Kind zogen um. 1993 wurde ich das neue Mädchen im Salzkammergut. Die Fremde mit dem Senfglas. Aber keiner fragte nach dem Glas. Keiner fragte nach mir, Poppy Simmons.

Die Ausländerin aus England galt als friedlich. In jenem Winter waren es andere Sorgen, die die Österreicher am Würstlstand mit frisch geriebenem Kren wegzubrennen versuchten. Sie ärgerten sich über die zugewanderten Jugoslawen. Über die Politik. Befürchteten das Bauernsterben. Während die Einheimischen bei Bosna und Bier fluchten und sich die Finger abfroren, lernte ich die neue Sprache. Schreibschrift, Dialekt, Häkeln, Gummihüpfen. Auf meinem ersten Zeugnis – in der dritten Klasse Volksschule – buchstabierten sie meinen Namen falsch. *Pobby Siemens*. Sollte ich darüber weinen? Oder einfach nur lachen? Schließlich standen die ersten großen Ferien in der neuen Heimat bevor. Neun Wochen gaben sie uns frei, um den Eltern auf dem Feld zu helfen. Obwohl die Eltern längst nicht mehr den Acker bestellten. Die Väter meiner Klassenkameraden arbeiteten in der Rigips-Fabrik, in der Saline, in der Lebzelterei, im Dorfcafé. Mein Vater gab Englischunterricht.

Statt im August das Heu zu dreschen, schnalzten im Sommer

die Zungen der ländlichen Jugend. Meinen ersten Kuss gab mir ein Junge am Badeseesee. Wir waren sechzehn. Er roch nach Kümmelbraten, manchmal auch nach Leberkäse. Ein kräftiger, g'sunder Steirer. In der Stube seines Elternhauses lag noch das goldene Mutterkreuz der Großmutter in der Schublade. Brüder, Cousins, Onkel – alle hießen im Nachnamen Reindl. Alle aßen. Alle strichen Schmalz. Schmalz schmeckt mir nicht. Meinem Leben gibt nur der scharfe Senf Geschmack.

Es ist 2012. Der Morgen beginnt nicht mehr in den Bergen, sondern unter einer Wiener Dachschräge. Weckerläuten, ein Sonnenstrahl, ein mundgeruchgeschwängelter Guten-Morgen-Kuss. Mein Mann heißt nicht Reindl. Auch nicht Smith, Jones oder Watson. Er ist ein fast echter Wiener. Ein Oberösterreicher, der in Wien studiert hat. Der die Studenten-WG am Gürtel für unsere Dachgeschoßwohnung im zwölften Bezirk eingetauscht hat. Für mich.

Das Ich. Ein Etwas, das nur nach dem Zähneputzen Sex hat. Ob der Zungenbelag in England anders schmeckt? Ich werde es nie wissen. Weil es kein Doppelleben nach der Weggabelung gibt. Es gibt nur das dort, das wir Leben nennen, das wir nach da tragen – in einem Koffer, in der Erinnerung, im Senfglas.

Zum Frühstück esse ich noch heute *Weetabix* mit Milch. Gepresste Weizenquader, die an Hamsterfutter erinnern. Die nach englischer Vergangenheit schmecken. Ich achte auf Ballaststoffe. Sonst funktioniert die Verdauung nicht. Nach fast zwanzig Jahren noch immer das Fremdklosyndrom, obwohl ich Österreich Heimat nenne.

Früher schickten die englischen Verwandten *Weetabix*. Heute stehen die Packungen auch hier im Supermarkt, im obersten Regal. Es gibt wenig Nachfrage. Der Österreicher isst Semmerl, Kipferl und Marmelade. Und der Engländer, der Wien besucht, will lieber Mozartkugeln, Mannerschnitten, Marillenlikör.

Zu Weihnachten schenkt mir meine Kollegin Hannah Gutscheine für das englische Geschäft in der Operngasse. *Heinz* aus dem Land der Konservendosen regiert unter der britischen

Union-Jack-Flagge. *Macaroni Cheese*. *Alphabetti Spaghetti*. Dosenessen, das Mutter vor langer Zeit für mich wärmte. Und natürlich *Musby Peas*. Grüne, zerquetschte Erbsen – auch aus einer Dose, in die es sich gut kotzen ließe. Erbroschene Herkunft.

Heinz, ja, du warst mein Onkel der Kindheit, der mich verstieß. Den ich verließ, um Zuflucht bei *Felix* und *Tante Fini* zu suchen.

Jeden Freitag gehe ich mit den Kollegen aus. Am Stammtisch zu sitzen bedeutet Heimat. Als flösse das *Gösser*-Bier auch in meinem Blut. Wir sitzen in der schummrigen Stube, stoßen mit dem dickbauchigen Wirten an, der die Frankfurter-Würstl um zwei Euro serviert. Ein Pfund Achtzig. Vier Deutsche Mark. Oder 28 Schilling.

Ich trage ein Zehngroschenstück in meinem Geldbeutel. Ein Glücksbringer. Ein Gedenkstück an die Vergangenheit, die mir, der Zugereisten, nicht wirklich gehört. Ich habe zu viele Lücken. Wusste lange nicht, was an der Extrawurst extra ist, warum der Fasching nicht Karneval heißt. Ich bin ohne *AmDamDes*, ohne *Kasperl und Pezi* groß geworden. Kenne weder Joesi Prokopetz noch Mini Bydlinski. Wer? Es ist ein schwarzes Loch, das selten jemand bemerkt. Die große Black Box meiner Vergangenheit.

Freitags in der „Fichte“ wird das Grölen nach jedem Krug Bier – für mich gibt es gespritzten Weißwein – lauter. Rainhard Fendrich singt:

*„Ikenn die Leit, i kenn die Ratten,
die Dummbheit, die zum Himmelschreit.
Isteb zu dir bei Licht und Schatten, jederzeit.
Do kann ma moch'n, wos ma wü.
Do bin i her, do gbea I bin ...“*

Da bin ich nicht her. Gehöre ich hier hin? Ich bin nicht der Apfel von einem österreichischen Stamm. Bin höchstens ein saurer Granny Smith. Und doch singe ich laut mit. *I am from Austria*.

Weil ich inzwischen in dieses Land gehöre – mehr als ins

Königreich zu Charles' Segelohren und Williams Hochzeit. Über die Queen weiß ich nicht mehr, als dass sie einen Tag nach Hitler Geburtstag hat. Längst gekappt ist die Verbindung ins Land meiner Geburt. Es gibt kaum Verwandte dort, nur eine kinderlose Tante und einen betrunkenen Onkel. Keine Freunde. Kein Zuhause. Keine Wurzeln.

Isteb zu dir. Bei Licht und Schatten. Jederzeit.

Österreich, du Wahlheimat.

Alles ist gut. Bis zum nächsten Wahlsonntag, an dem ich daheim bleiben muss, in dem Daheim, das dann doch kein Daheim ist. Mein Verlobter Alexander trifft sich mit Kollegin Hannah vor dem Wahllokal, in dem meine Stimme nicht zählt, weil ich Ausländerin bin. Ich bleibe zu Hause, sitze auf dem Parkettboden in einem Meer aus Dokumenten. Mein zerknitterter Wiener Meldezettel. Mein ledriger britischer Pass. Ich zerreiße ein altes Flugticket nach Frankfurt/Main. Die deutschen Großeltern sind längst nicht mehr dort. Ich entdecke einen Umschlag, darin die beglaubigte Übersetzung meiner Geburtsurkunde: *Poppy Frances Simmons, born April 12th, 1984.*

Auf dem Schreiben ist ein gelber Fleck. Vielleicht Senf. Senf aus meinem Senfglas, von dem ich nicht mehr weiß, woher es stammt. Von dem ich nicht weiß, wohin es mich begleiten wird.